



II. Über Zeitstellung, Formenwandlung und Technik.

Wenngleich viele Tausende von Fundstücken in zahlreichen Museen gesammelt und mit erstaunlichem Fleiß geordnet und gedeutet sind, so ist trotzdem das Bild, welches wir uns von Kunst und Leben der früheren Zeiten machen können, noch ein recht lückenhaftes.

Was man nach bestimmten Bräuchen den Toten mitgab, was sich an unvergänglichen Dingen zufällig in Feld und Moor gefunden hat, das sind die spärlichen Überkommnisse, aus denen wir unsere Schlüsse ziehen müssen.

Von Kleidung und Geweben, von Wirtschafts- und Hausgerät haben wir kaum Reste gefunden; daß von der jüngeren Steinzeit ab Ackerbau getrieben ist, hat aus zufällig verstreuten Getreidekörnern in Tongefäßen gefolgert werden müssen, vom ganzen Ackergerät besitzen wir nichts, selbst das Wohnhaus kennen wir nicht einmal seiner Gesamtform nach einigermaßen zuverlässig. Und doch müssen wir uns ein Volksleben vorstellen, warmfühlend und frisch wie unser heutiges.

Wir stehen vor den Schätzen der früheren Zeit zunächst fast so ratlos wie ein Forscher, der sich etwa nach 3000 Jahren nur aus den Funden jetziger Kehrichtstätten unser Leben vergegenwärtigen sollte — aus einigen halbverrosteten Resten zerbrochener Maschinen und einem Berg von Porzellanfrüchten, zerstückelten Bierflaschen und Konservendbüchsen.

Wenn wir in unseren Museen Steinbeil an Steinbeil und Fibel an Fibel gereiht sehen, nur ab und zu durch ein anderes Stück unterbrochen, so haben wir nur ein schwaches Abbild der alten Zeit und doch haben uns diese Geschenke der Vorzeit viel zu erzählen — ganz besonders haben sie unserer Kunst viel zu sagen.

Wenn nicht die Gegenstände selbst und die Nebenumstände ihrer Entdeckung klar sprechen, dann bilden die Kunstformen unseren getreuesten Wegweiser. Auf dem Gebiete der Kunst ist der Schaffende mehr als irgend wo anders das Kind seiner Zeit. Stellen wir uns nur vor, wie leicht wir ein Bildwerk des 14. Jahrhunderts von einem solchen des 17. Jahrhunderts unterscheiden können, wie weit die Renaissanceformen von den römischen und die Empireformen von griechischen Ornamenten, die sie nachbilden sollten, entfernt bleiben.

Mit Recht schenken daher unsere Prähistoriker dem Vergleich der Kunstformen große Beachtung, wie es u. a. Sophus Müller in seiner „Nordischen Altertumskunde“, deutsche Ausgabe, Straßburg 1897, getan und wie es Bernhard Salin in „Die altgermanische Tierornamentik, Stockholm 1904“ ausgiebig versucht hat.

Wenn wir fortfahren, unter diesem Gesichtswinkel in die vorgeschichtliche Zeit einzudringen, dann wird es bald immer leichter werden, einige Verschiebungen wird es allerdings hier und da wohl geben. Die schon oben erwähnte, Jahrhunderte erfordernde Kulturmitteilung wird hinsichtlich der Kunstformen gewisse Einschränkungen fordern. Auch das Eingliedern der Bronzefunde in die einzelnen Perioden der Bronzezeit wird bei noch ausgiebigerem Vergleich der Funde der verschiedenen Länder wohl hier und da noch verschoben werden.

Auch die Technik wird noch eingehender beobachtet werden müssen, es sei hier nur ein Beispiel herausgegriffen. Die in der älteren Bronzezeit vorkommenden Nielloeinlagen aus dunkelbrauner Harzmasse erfordern ein Aushöhlen der Oberfläche für diese Füllmasse inmitten der feinen Linienornamente, deren Zwickelflächen dunkel hervortreten sollten. Diese Aushöhlungen müssen also haarfein mit den Ornamentlinien zusammenpassen, trotzdem nimmt Sophus Müller an, daß man aus Ermangelung von Eisenwerkzeug die Gruben schon beim Guß mit hergestellt und dann nachher die Linien eingepunzt hätte. Wenn man nicht eine große Massenfabrikation ein und desselben Gegenstandes annehmen will, dann leuchtet es einem Techniker nicht ein, daß man ein so feines Ornament durch zweimalige, ganz getrennte Arbeit nach einem vorher genau berechneten Entwurf gefertigt hätte. Hier ist also irgend etwas noch nicht in Ordnung, eine genaue Untersuchung der Fundstücke wird Aufschluß geben. Es sei hier die Behauptung aufgestellt, daß die Verwendung der Punze in der Bronzezeit überschätzt ist, daß vielmehr Linienornamente, vertiefte Dreiecke und andere Zierformen vielfach nicht am fertigen Gegenstande, sondern bereits an dessen Wachsmodeill mit Stiften und Stempeln hergestellt sind.

Doch wollen wir uns hier nicht zu sehr auf Einzelheiten einlassen, das liegt nicht im Rahmen dieses Werkes; nur die Frage über die Zeitstellung der einzelnen Ornamentmotive soll uns noch Anlaß zu einigen Betrachtungen geben.

Wenn zwei Gegenstände nach Technik, Gestalt und Ausdruck der Kunstformen genau oder nahezu genau übereinstimmen, dann muß man in der Regel eine gleichzeitige Erzeugung annehmen, auch wenn sie örtlich voneinander getrennt sind. Sehr oft kommt es vor, daß Gegenstände nachgebildet oder nachgeahmt sind, es bilden sich dadurch Werke einer Provinzialkunst oder selbst einer Heterokunst bei einem fremden Volke. Eine derartige Nachbildung der Formen spielt in der vorgeschichtlichen Zeit eine große Rolle, ist aber auch in geschichtlichen Zeiten oft genug zu beobachten bis auf unsere Tage. Ein besonders sprechendes Beispiel bildet die in den verschiedensten Perioden vorkommende Nach-

bildung von Münzen, die Bildnisse, Symbole und Schrift der Originalmünze wiedergeben, obwohl der Verfertiger der Nachahmung einem ganz andern Volke angehört und keinerlei Beziehungen zu den Darstellungen hat. Derartige Nachbildungen, die sich meist unschwer als solche beim Vergleich mit dem Original erkennen lassen, liegen fast immer zeitlich dicht hinter der Entstehungszeit des Originalen. Wenn eine Nachbildung wieder das Vorbild für eine weitere gegeben hat und sich gar ganze Reihen von Nachbildungen entwickeln, dann dehnen sich dieselben naturgemäß auf einen größeren Zeitraum aus, zeigen dann aber auch immer eine weitere Entfernung vom Original.

Mit einer langsamen Wanderung der Kunstformen durch Ort und Zeit ist stets auch eine angemessene Wandlung verbunden, die eine Verflachung, auch eine Verfeinerung sein kann, sich sehr oft aber vom ursprünglichen Charakter oder der ersten Kunstabsicht bezw. der erzeugenden Technik bis zur Unkenntlichkeit entfernt. Man denke an das griechische Kymatheon, das sich zum Eierstab der römischen Kunst und der Renaissance umformte oder an den ganzen griechischen Tempel, dessen Vorstufen wir nicht genau verfolgen können, der aber bei seiner Vervollkommnung so weitgehende Wandlungen erfahren hat, daß noch jetzt der Streit nicht darüber ruhet, ob er vom Holzbau oder Steinbau herzuleiten ist.

Um an einem uns zeitlich nahe liegenden Beispiele die Formenwandlung anschaulich zu machen, sind in den nebenstehenden Abbildungen verzierte Schwelien von Braunschweiger Fachwerkhäusern des 16. Jahrhunderts dargestellt. Abb. 1 zeigt ein Beispiel des in vielen Spielarten an Häusern, Holzdecken und Möbeln auftretenden spätgotischen Laubgewindes, das sich vielerorts bis tief in das 16. Jahrhundert hineinzieht; das hier wiedergegebene ist einem Hause vom Jahre 1524 an der Straße Südklink entnommen. Der Mittelstab, aus dem ursprünglich die Blätter herauswuchsen, liegt selbständig innerhalb der Laubwindungen. Aus dem Laubwerk werden bald erstarrete Ranken mit Blattansätzen. Fast ganz tritt das Laubwerk bereits zurück an einem Hause an der Langestraße von 1542 (Abb. 2). Ganz geometrisch behandelt sind die Ranken an den Schwelien eines Hauses aus der Guldenstraße vom Jahre 1563 (Abb. 3 und 4), und schließlich ist jeder Anklang an die Pflanzenform entwichen bei den Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts in Braunschweig recht oft auftretenden Bändern (Abb. 5 und 6). Wer diese ohne ihre Vorläufer sieht, wird die Abkunft vom lebensvollen Pflanzenlaub schwerlich erraten.

Hat man den Werdegang einer Kunstform in einer solchen Reihe festgelegt, dann ist es möglich, weitere Beispiele in diese Reihe einzugliedern. Dabei darf man aber nicht übersehen, daß es Nebenreihen gibt und daß nach Örtlichkeit und Persönlichkeit der Künstler Zeitverschiebungen von Jahrzehnten oder einem Menschenalter leicht eintreten, man darf daher nicht mit zu großer Bestimmtheit die Entstehungszeit eingrenzen wollen. Das von uns gewählte Beispiel der Hauschwelle mit seinem schnellen Formenwechsel ist auch in dieser Hinsicht ziemlich lehrreich. Wenn man die zahlreichen Häuser Braunschweigs in die obige Ornamentreihe einordnen will, dann bemerkt man Abweichungen von 10 bis 20 Jahren, es bleibt eben der eine oder andere Meister länger an der überlieferten Form haften, auch erkennt man, daß sich Nebenreihen aufstellen lassen, daß beispielsweise das Ornament (Abb. 6), zumal wenn der Mittelgrat fehlt, sich auch von anderen Laubgewinden ohne Mittelstab herleiten läßt. Nimmt man die Entwicklung dieser Laubgewinde in anderen niederdeutschen Städten hinzu und zieht man gar deren Wandlungen im Süden, in der sogenannten Tiroler Gotik mit in Vergleich, dann wird das Spiel der Formen noch vielgestaltiger.

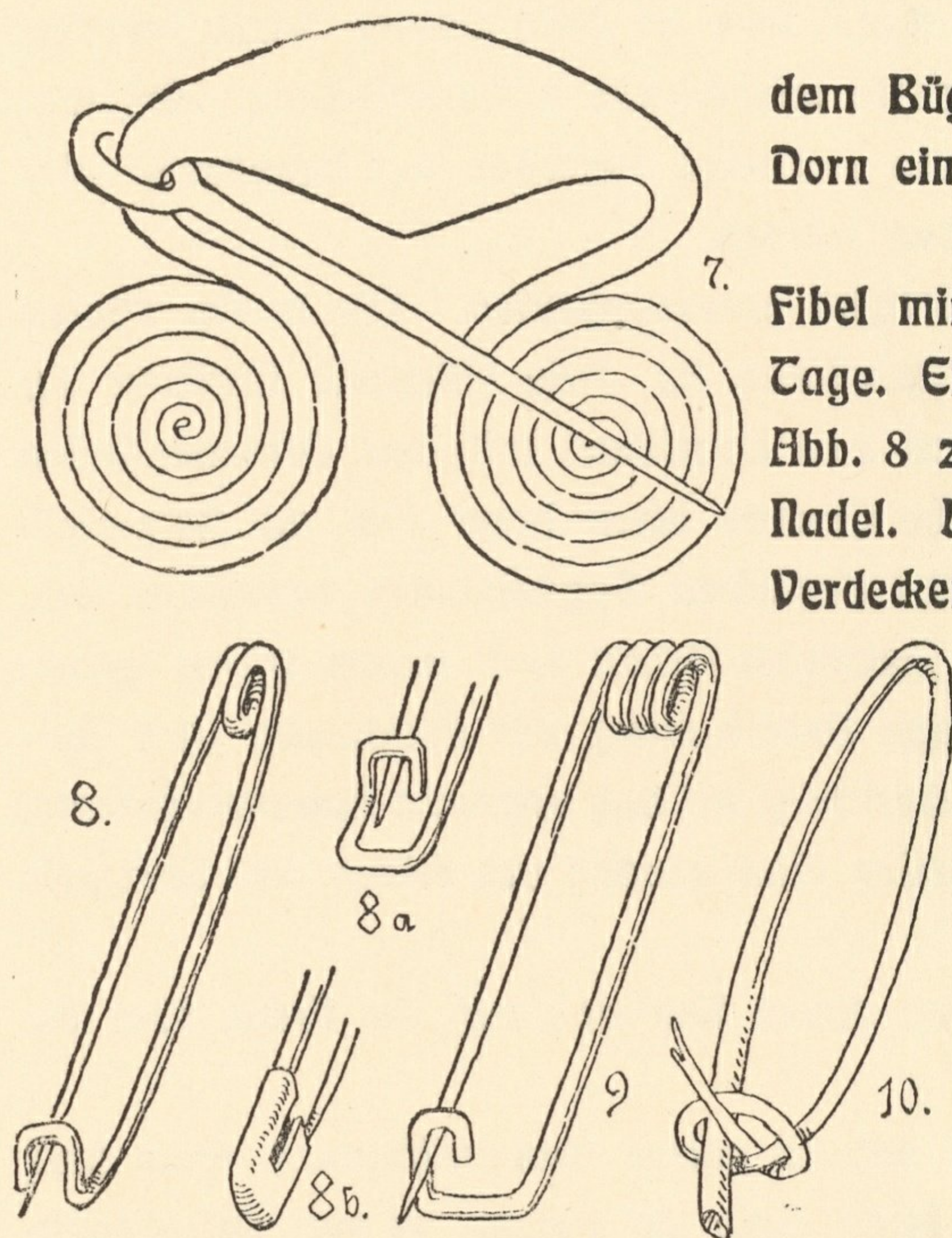
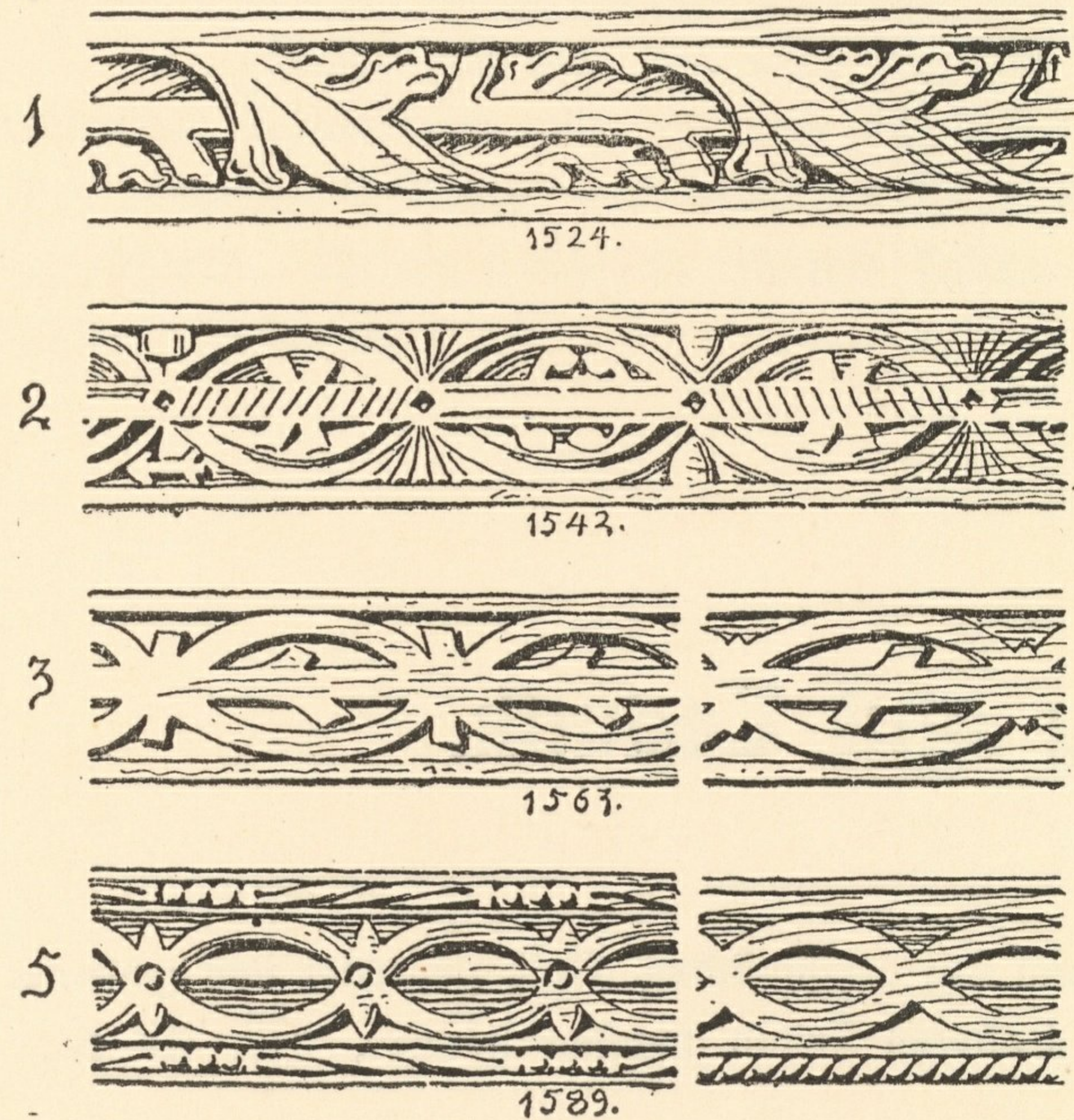
Genau wie bei diesen Laubgewinden müssen wir die auf kürzere oder längere Zeiträume ausgedehnten Wandlungen der Formenwelt in vorgeschichtlicher Zeit betrachten. Die Formenwandlung ist somit ein Gebiet, das nur mit Vorsicht und Umsicht beschriftet werden kann, das aber unbedingt betreten und durchforscht werden muß, wenn Schöpfungen einer Zeit verfolgt werden sollen, die uns keine geschichtlichen Daten überliefert hat.

Ähnliches gilt von der Technik. Es möge im Nachstehenden der Versuch gemacht werden, die Entwicklung und Umbildung der Fibel mit federnder Nadel zu verfolgen, da gerade die Gewandnadel für die Zeitbestimmung von besonderer Bedeutung ist, sie ist wohl das Leitfossil der Prähistorie genannt. Oscar Almgren liefert in seinem Buche Studien über nordeuropäische Fibelformen (Stockholm 1897) wertvolle Beiträge über Fibeln der sogenannten römischen Zeit und Bernhard Salin hat in dem vorzüglichen Werke Die altgermanische Tierornamentik (Stockholm 1904) fast alle bedeutungsvollen Formen dieser Fibeln in nachrömischer Zeit zusammengetragen und dadurch das Studium derselben sehr erleichtert. Salin schließt aus dem Funde primitiver Formen der federnden Fibeln mit „umgeschlagenem Fuß“ auf der Krimm etwa aus der Zeit um 200 n. Chr., daß sich dort diese Nadel ausgebildet habe und dann später nach Nordwesten und andererseits nach Westen bei entsprechender Umbildung vorgedrungen sei.

In der sogenannten Bronzezeit hatte die Fibel der Germanen immer aus zwei Stücken bestanden, dem Bügel und der mit einem Ohr beweglich angehängten Nadel, welche nicht federnte, sondern gleich dem Dorn einer Schnalle durch den eingeklemmten Stoff angedrückt werden mußte (Abb. 7).

In dem letzten Jahrtausend vor Christi Geburt verbreitete sich allgemein die uns hier interessierende Fibel mit federnder Nadel, welche nach ihrer Konstruktion nichts anderes ist als die Sicherheitsnadel unserer Tage. Eine solche ist des Vergleichs wegen in einfachster Ausführungsweise, aus einem Stück Draht gebogen, in Abb. 8 zur Darstellung gebracht. Die eine Hälfte des Drahtes bildet den Schaft oder Bügel, die andere die Nadel. Um letztere festzuhalten, legt sich ihre Spitze in einen aus dem Schaftende gebogenen Haken, der zum Verdecken der Nadelspitze über diese hinaus in irgend einer Weise verlängert werden kann (Abb. 8a) oder zu einem Blechhaken breitgeschlagen oder schließlich in der jetzt beliebten, etwas plumpen Art durch eine angelötete Blechhülle ersetzt werden kann (Abb. 8b). Um die federnde Wirkung zu erhöhen, ist das obere Ende der Nadel nicht nur umgebogen, sondern einmal umgerollt. Es genügt dies aber zum leichten Federn noch nicht, unsere Nadel hat den Mangel, daß sie sich bei Verwendung von kräftigem Draht zu schwer zusammenbiegen läßt; wird aber dünner Draht verwendet, dann wird die Nadel leicht krumm. Jeder empfindet diese Unvollkommenheit, einen Ausweg hat unsere erfindungsarme Zeit trotzdem noch nicht gefunden.

Will man die federnde Wirkung steigern, d. h. die Nadel beweglicher machen, dann muß man eine größere Länge für den federnden Draht verwenden, was man am einfachsten durch Vermehrung der Windungen am Kopfende der Nadel erreichen könnte (Abb. 9). Dabei ist zu beachten, daß die Biegsamkeit proportional mit der Länge des Drahtes zunimmt, nicht etwa proportional mit der Anzahl der Windungen. Es sollen nun die Versuche verfolgt werden, welche die Alten mit ihrer federnden Nadel gemacht haben.



Den ersten Anstoß zur Entwicklung der federnden Fibel können wir nicht mehr verfolgen, vielleicht ist eine Weidenrute oder ein elastischer Pflanzenstiel (Abb. 10), der nach dem Durchstecken durch das Gewand mit den Enden zusammengeknüpft oder sonst verbunden war, der Urahin dieser Nadel. In Metall gefertigt tritt sie uns schon im zweiten Jahrtausend vor Christi Geburt in den südlichen Ländern entgegen. Der einfach gebogene Draht war schon früh verlassen, er tritt aber noch einmal als eine veriprengte örtliche Sonderbildung in der alten Hallstattzeit auf (vgl. Abb. 11 aus dem Provinzialmuseum zu Hannover).

Um eine federnde Wirkung ohne zu starkes Krümmen der Nadel zu erhalten, hat man hier dem Bügel einen rechteckigen, bandartigen Querschnitt gegeben, er wird dadurch biegsamer und nimmt der Nadel einen Teil der Krümmung ab. Unvollkommen bleibt diese Fibel schon deshalb, weil der bewegliche Bügel sich leicht verbiegt.

Man mußte andere Wege suchen und das Ziel erstreben nicht durch Schwächung, sondern Verlängerung der federnden Teile. Man kann durch die Steigerung der Länge der ganzen Fibel etwas erreichen, in der Tat kommen recht große Gewandnadeln vor. Bequemer ist es, die Länge des federnden Stückes zum Teil in eine Krümmung zu legen, wie bei der Fibel aus Todi (Abb. 12). Der kräftige Bügel federt nicht mit, die große Schleife vergrößert aber die federnde Länge der Nadel auf etwa das Anderthalbfache. Viel war damit noch nicht erreicht, zumal der Draht in der Schleife einen kräftigen Querschnitt hat. Man konnte die Schleife vergrößern, wofür es sogar ein sehr altes Beispiel gibt. Eine große Schleife nahm aber viel Raum ein und so kam man auf den Gedanken, es mit mehreren Schleifen zu versuchen (vgl. Abb. 13 aus der Etorifischen Sammlung im Museum in Hannover). Statt die Schleifen hintereinander zu legen, konnte man sie nebeneinander an den Anfang der Nadel bringen (vgl. Abb. 14, eine Nadel der frühen Hallstattzeit aus Mittelitalien). Nadeln mit zwei oder drei nebeneinander liegenden Windungen waren dann in der Hallstattzeit im südlichen und mittleren Europa stark verbreitet.

Diese Fibel erfüllte ihren Zweck reichlich so gut wie unsere heutige Sicherheitsnadel, trotzdem war man mit ihr noch nicht zufrieden, man suchte die Zahl der Windungen noch zu vergrößern, dabei rückte die Nadel aber immer weiter seitwärts. Drückt man mit Daumen und Zeigefinger eine solche Nadel zusammen, so dreht sie sich wegen ihrer exzentrischen Bauart (Abb. 10). Bei einem breiten Bügel trat dieser Übelstand nicht so stark hervor, er machte sich aber auch bei diesem bemerkbar, wenn die Zahl der Windungen zu groß wurde; bei schmalem Bügel kippt die Nadel sogar schon bei zwei oder drei Windungen zwischen den Fingern. Dadurch war dem Fortschritt längere Zeit ein Halt geboten, bis ein erfindungsreicher Kopf auf den Einfall kam, die Windungen zum Teil nach rechts, zum Teil nach links zu legen.

Nicht etwa aus Liebhaberei für Symmetrie ist diese Neuerung entsprungen, sondern aus praktischen Forderungen.

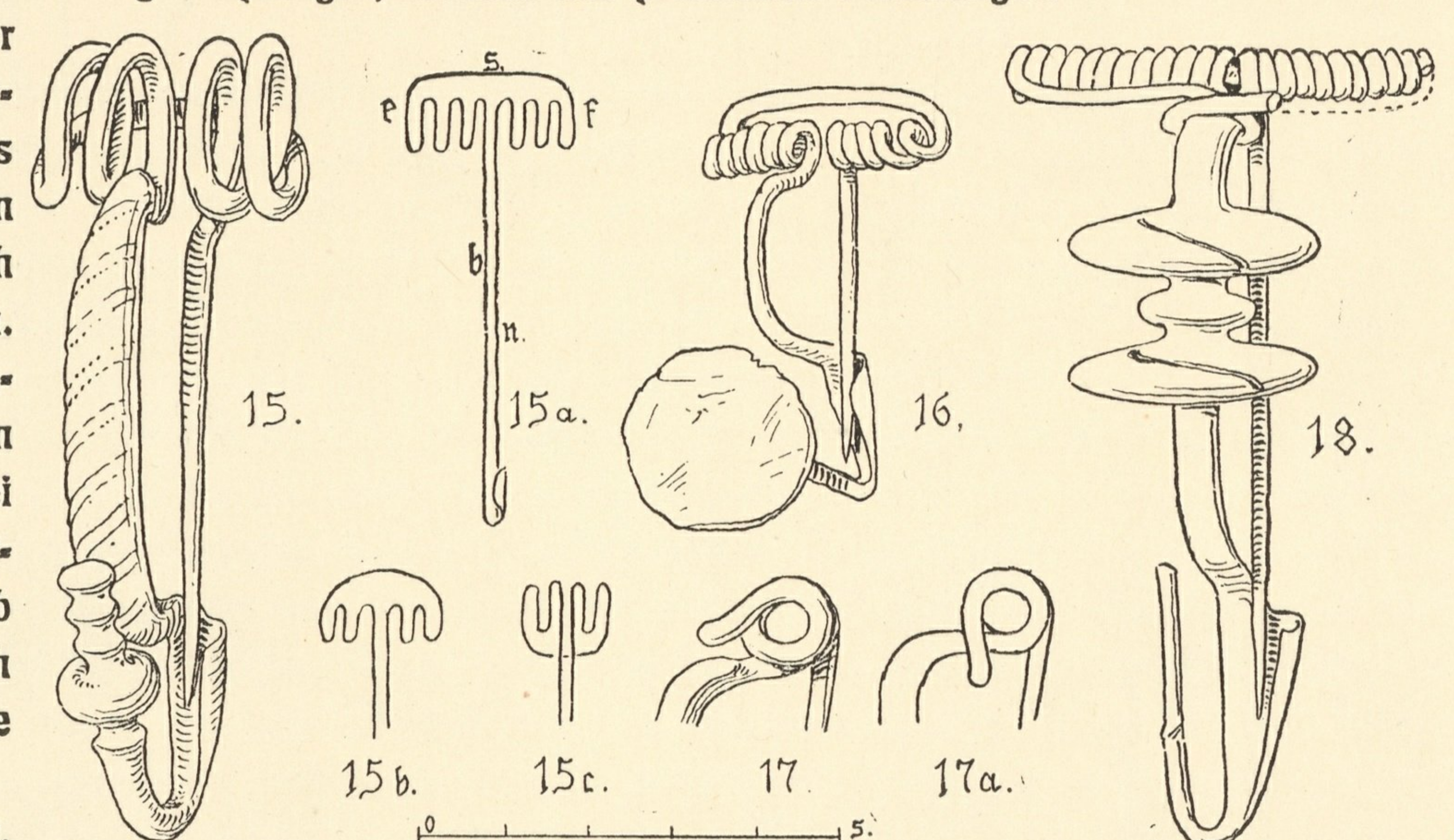
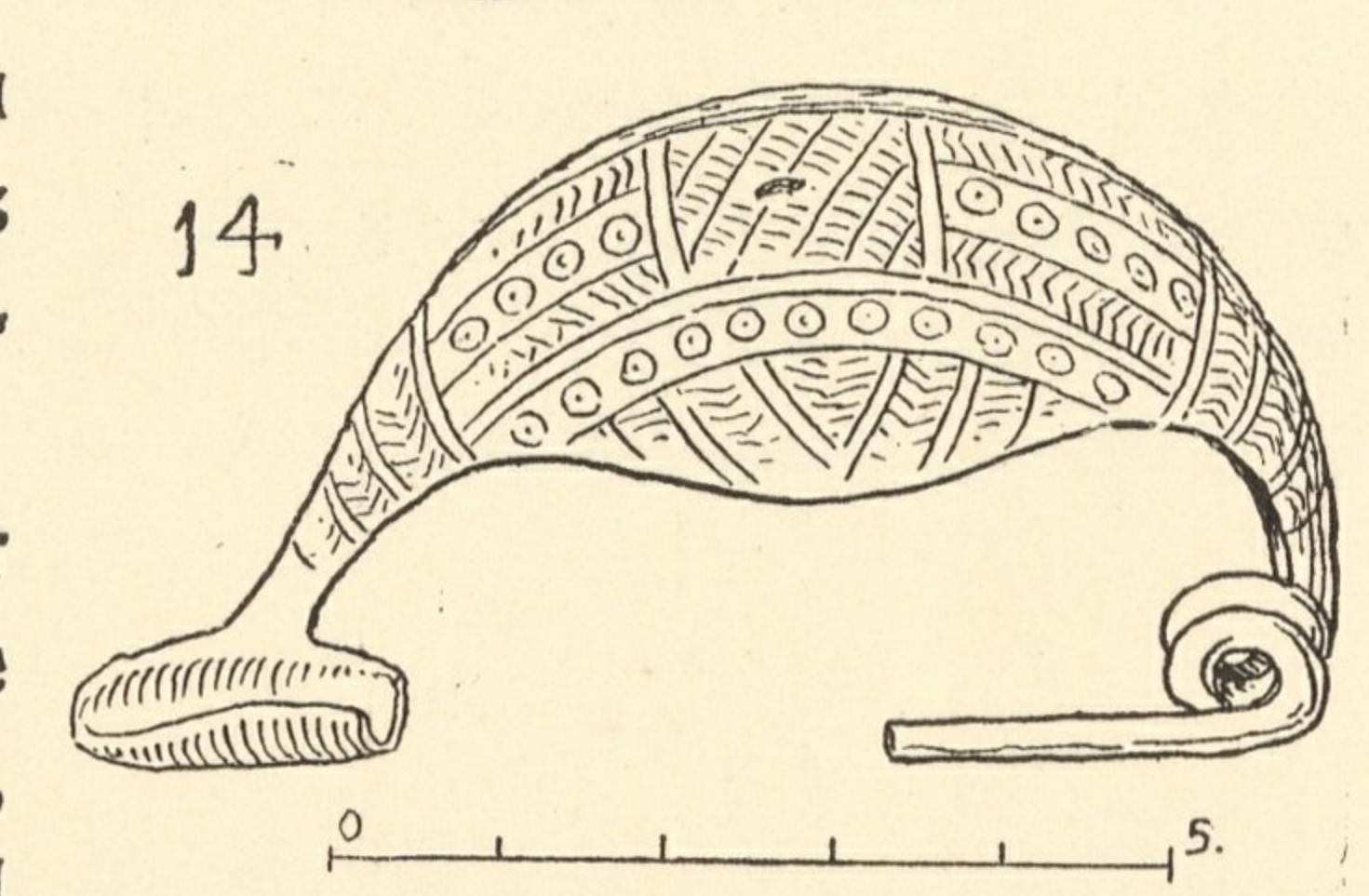
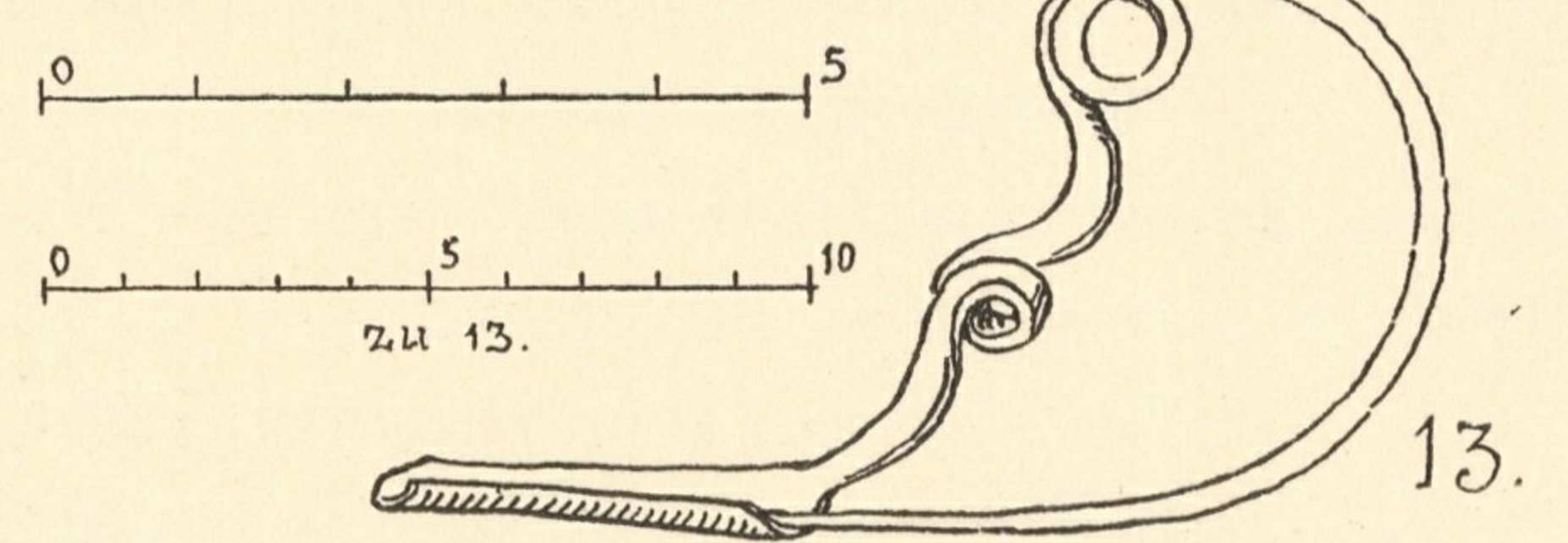
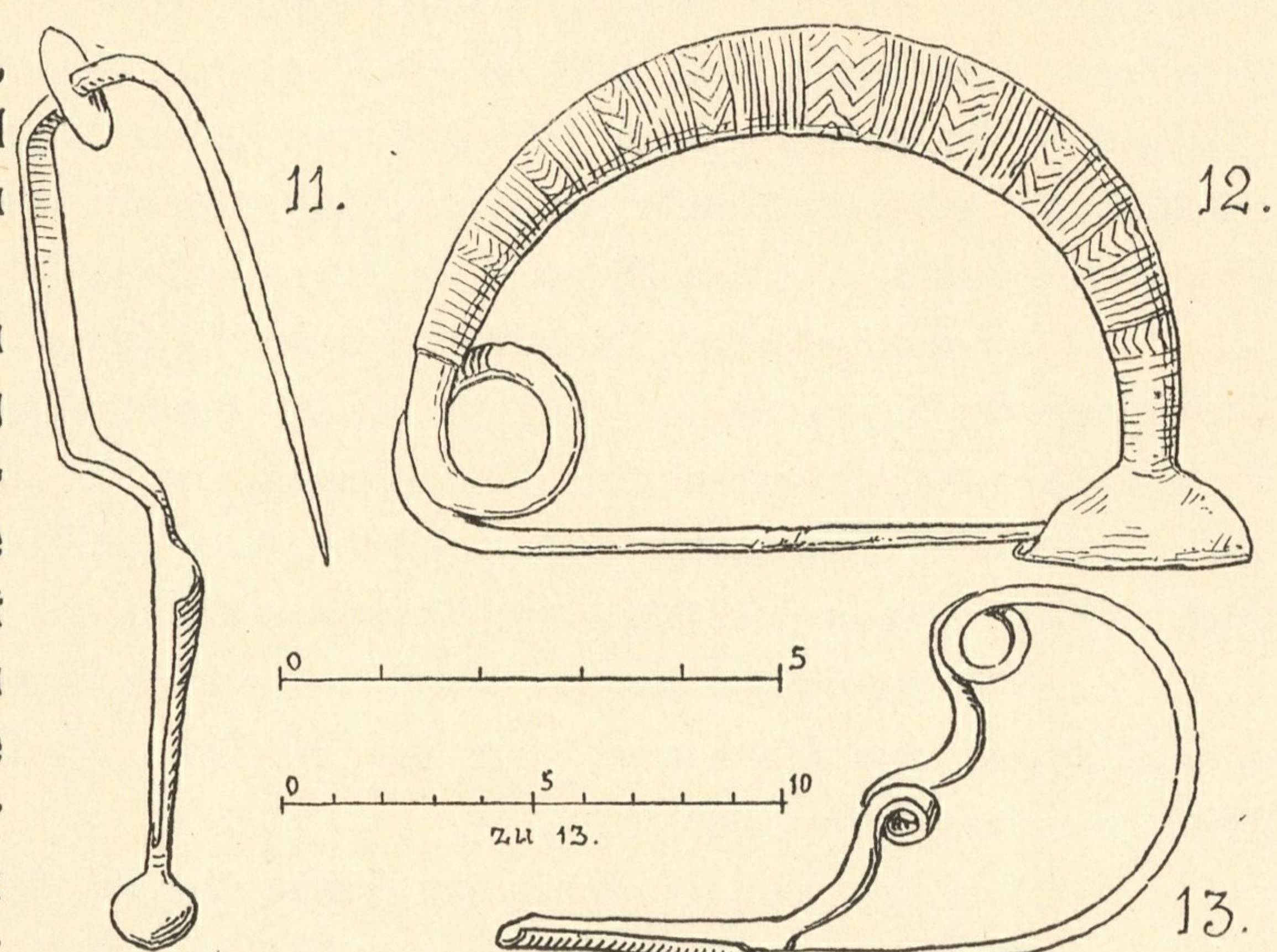
Abb. 15 zeigt eine derartige, bei Nienburg an der Weser gefundene Nadel (Provinzialmuseum in Hannover), Abb. 15a veranschaulicht dieselbe schematisch. Der Bügel b geht in die nach links gerichtete Spiralfeder über, von deren Ende e sich der Draht im Bogen s nach der rechten Seite f schwingt, um von hier ab sich nach der Mitte zurückzurollen und schließlich die Nadel n zu bilden. Jetzt lagen wieder Bügel und Nadel in der Mitte dicht nebeneinander, die Exzentrizität war aufgehoben, man konnte nun nach jeder Seite beliebig viele Windungen legen. Es ist dabei ganz gleich, ob die beiden Spiralhälften in gleicher oder in verschiedener Drehrichtung aufgerollt sind, auch ist es gleichgültig, ob der mit dem Ausdruck „Sehne“ belegte Verbindungsdraht s sich nach oben (Abb. 15b) oder nach unten (Abb. 15c) krümmt, die Federkraft bleibt dieselbe.

Diese Entwicklung, die bereits in die Hallstattzeit fällt, bedeutet einen so gewaltigen Schritt vorwärts, daß sie bei Kelten und Südgermanen in der La Tène-Zeit überall zur Herrschaft gelangt und auch im höheren Norden die alte Fibel mit lose hängender Nadel verdrängt. Die Spirale blieb in dieser Form mit jederseits zwei bis drei Windungen längere Zeit unverändert, während der sogenannte zurückgeschlagene oder hochgebogene Fuß mannigfaltige Wandlungen durchläuft.

Die Nadeln wurden aus Draht gebogen, geschmiedet oder gegossen, auch wurden diese Herstellungsarten wohl kombiniert, als Metall trat neben Bronze das Eisen und Silber mit hervor. Für die dem Auge besonders sichtbaren Nadeln des Obergewandes befriedigte die Herstellung aus dünnem Draht nicht, man verlangte hier einen kräftig hervortretenden Bügel, der als Schmuckstück ins Auge fiel. Das leitete aber dahin, daß man den Bügel aus einem besonderen Stück machte, welchem man die Nadel mit der Spirale anfügte. Es beginnt damit eine in den Jahrhunderten nach Christi Geburt einsetzende großartige Entfaltung der Bügelplatten an den Gewandnadeln bei den germanischen Völkern. Neben ihr her läuft eine eigenartige Umbildung der Spirale, die bereits vorher eingeleitet hatte.

Schon in der La Tène-Zeit beginnt man vielfach damit, die Zahl der Spiralwindungen jederseits zu vermehren, so daß die Spirale zu einem breiten Querstab wird, Abb. 16, Nadel aus der Nähe von Uelzen (Museum in Hannover). Die Vermehrung der Windungen bekam besonders Bedeutung für kurz gebaute Fibern. Um den Spiralwindungen Halt zu geben, sieht man sich schließlich gezwungen, einen Stab hindurchzustecken, so bei Abb. 18 aus dem Museum in Hannover, dieser Stab wird später an den Enden mit Knöpfen abgeschlossen.

Die Ausbildung der zweiseitigen Spirale war jetzt auf ihre Höhe gelangt, man konnte mit ihr frei schalten; je nach der absoluten Größe der Windungen, der Drahtstärke, der Beschaffenheit der Materialien, nach örtlichen Gewohnheiten und nach Liebhaberei finden sich in der späteren La Tène-Zeit Spiralen von jederseits nur zwei Windungen bis zu jederseits zwölf Windungen und mehr. Man dürfte auch für die verschiedenen Verwendungszwecke die Nadeln verschieden ausgebildet haben, jedenfalls eignete sich die freiliegende langgezogene Spirale (Abb. 16 und 18) schlecht für das Verknüpfen der Unterkleider. Auch wenn die Fibel oben frei auf dem Gewande lag, konnte die über das praktische Bedürfnis hinaus oft ganz übermäßig lang gemachte Spirale hinderlich sein, noch mehr war das der Fall bei der lang freiliegenden Sehne. Die späte La Tène-Zeit und besonders die sogenannte römische Zeit wird ausgefüllt durch die mannigfaltigsten Versuche, Spirale und Sehne zu stützen und zu schützen.



Die Sehne, welche hinter der Spirale (Abb. 15) einen schlechten Platz hatte und auch oben ziemlich ausgelegt lag (Abb. 16), bog man nach vorn (Abb. 17) oder auch derart nach unten, daß sie sich unterhalb des Bügelhalses hindurchschob (Abb. 17a).

Die lange Spirale stützte man, wie erwähnt, durch einen hindurchgeschobenen Stab oder Stift, dessen Einführung nahe lag, da ja die Spirale bei ihrer Herstellung um einen Stift gerollt werden mußte, außerdem suchte man die Spirale zu decken oder zu schützen. Zu diesem Zwecke hatte man schon sehr früh den Versuch gemacht, den Bügel in die Höhe zu biegen (Abb. 19). Bei längeren Spiralen kam man besser zum Ziele, wenn man dem Bügel oben seitliche Erbreiterungen gab, vgl. die noch aus einem Stück gefertigte Fibel (Abb. 20) aus der Nähe von Uelzen (Museum in Hannover). Diese Erbreiterungen hatten in den westlichen römischen Provinzen in ihren unteren Winkeln augenartige Einschnitte erhalten, die später auch wohl als Augen (konzentrische Kreise) oben auf die geschlossene Erbreiterung gesetzt wurden. Man nennt danach diese Gruppe von Fibeln, die nach Almgren im ersten Jahrhundert nach Chr. wieder verschwindet, Augenfibeln.

Im nordwestlichen Deutschland hatten die langen Spiralen einen Schutz durch seitwärts hinausgeschobene Deckkappen erhalten, die aus bescheidenen Anfängen heraus eine Form wie bei der Fibel 21, gleichfalls aus der Gegend von Uelzen, annehmen. Abb. 21a zeigt den oberen Teil des Bügels mit Deckkappen und dem Sehnenhaken vor dessen Krümmung. Diese Deckkappen werden im östlichen Deutschland vielfach zu einer die ganze Spirale umfassenden Hülse. Fibeln dieser Art sind meist nicht mehr aus einem Stück gemacht, die Spirale mit Nadel bestand aus einem Draht, dessen Ende in den Bügel mit hineingegossen, später aber unter dem Bügel nachträglich eingefittet wurde (Abb. 21b).

Die Deckkappen werden wohl zur geraden rechteckigen Platte oder werden durch eine mehr zentral gebildete rautenförmige, runde oder halbkreisartige Platte ersetzt, die dem Fibelkopf ein besonders stattliches Aussehen gibt und den Anlaß zu der reichen Formentfaltung der Fibeln in nachrömischer Zeit bietet.

Doch jetzt muß der Schutz der Sehne, der sich inzwischen ebenso mannigfaltig ausgebildet hatte, verfolgt werden.

Wenn die Länge der Spiralen ins Maßlose getrieben wurde, dann nahmen diese mehr den Charakter einer Spielerei an, die eine Hülse allein hätte zur Erfüllung des technischen Zweckes vollauf genügt. Besonders lästig wurde die lang hinüber geschwungene Sehne, die sich bei der geringsten Berührung verbog und das gemeinsame Wirken beider Spiralhälften kaum noch vermitteln konnte. Ganz arglos wickelte man sie wohl um den Bügel (Abb. 18), um ihr dadurch Halt zu geben. Mit diesem Augenblick war aber die technische Aufgabe der einen Spiralhälfte zu Ende, sie wurde zu einem lediglich wegen der Symmetrie beibehaltenen toten Zierstück. Dasselbe war der Fall, wenn die unter den Bügel geschobene Sehne,

Abb. 17a, sich straff unter den Bügel legte, so daß sie beim Andrücken der Nadel nicht mehr sich nach vorn oder oben drehen konnte. Die vom Bügel ausgehende Spiralhälfte blieb auch in diesem Falle unbeweglich, nur die mit der Nadel verlehene Hälfte der Spirale federte noch. Fibeln mit langer Spirale und unter dem Bügel liegender Sehne haben in der Vorderansicht eine gewisse Ähnlichkeit mit einer Armbrust und werden daher als Armbrustfibeln bezeichnet, sie sind vorwiegend im Gebiete der Unterelbe in der römischen Zeit angefertigt. Von dieser Art von Fibeln hat der Verbindungsdraht der Spiralhälften den nicht gut geeigneten, aber hier beibehaltenen Namen Sehne erhalten.

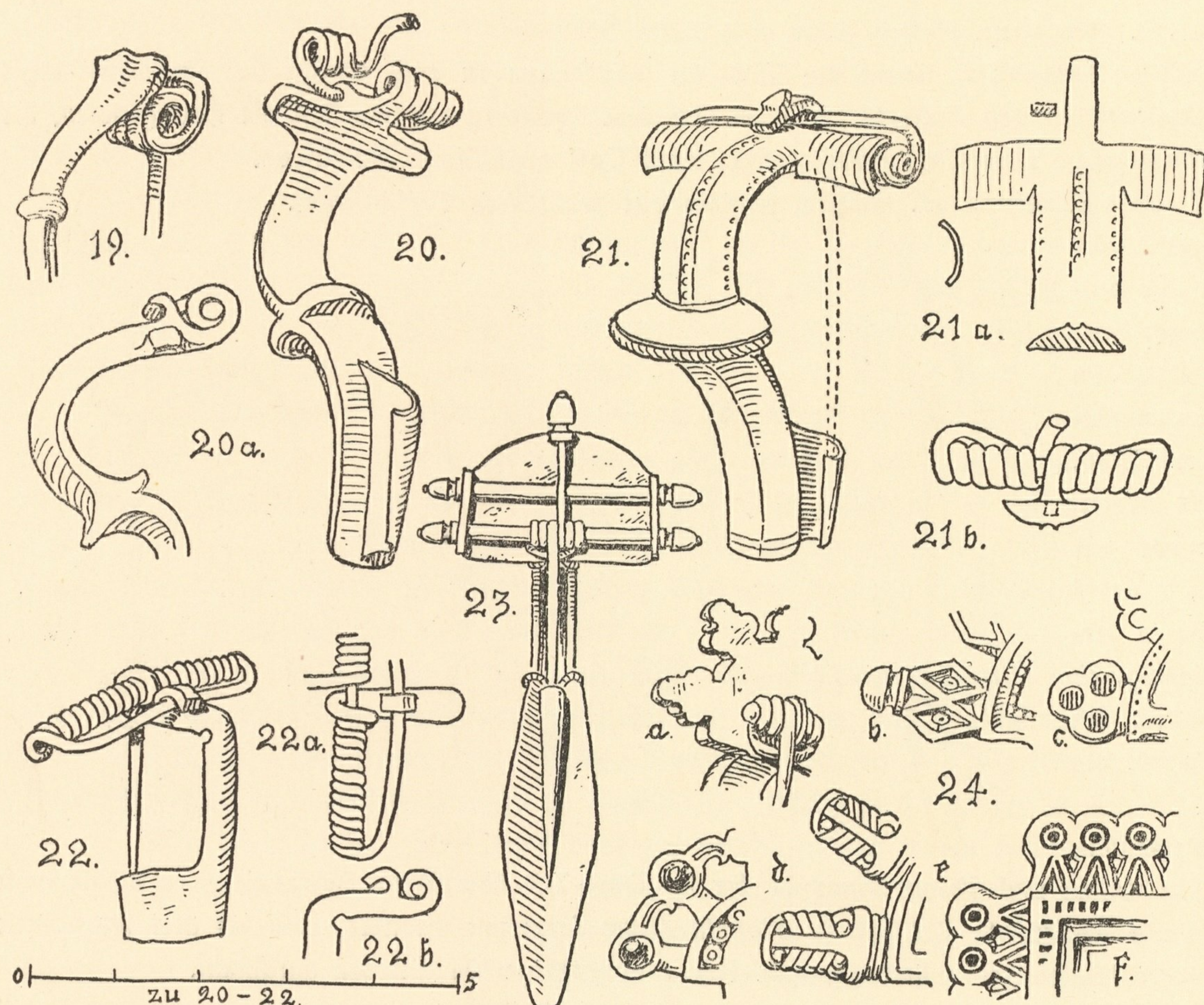
Statt die Sehne durch Anlehnen gegen den Bügel zu stützen, konnte man ihre Mitte noch besser durch festes Einlegen in einen Haken führen, wie es bereits Abb. 20, 20a und 21 zeigt. In letzterer hat der Haken die Gestalt eines Tierkopfes, meist ist er bei den verwandten Fibeln als umgelegtes Band gebildet, das im östlichen Deutschland sich zu einer breiten Deckkappe entwickelt. In klarer unverdeckter Form tritt die ganze Anordnung an der jüngeren, aber noch aus einem Stück hergestellten einfachen Fibel, Abb. 22, hervor. Der Bügel bildet in seiner ersten Spiralwindung eine kräftige Öse, die dem durchgesteckten Spiralfitt in der Mitte Halt gibt,

die übrigen Windungen und die Sehne sowie die Nadel bestehen aus einem nur 1 bis 1,2 mm dicken Draht. Bei anderen Beispielen ist die Öse oder der Bügel gar nicht mehr mit der Spirale verwachsen, vielmehr hört die tote Spiralhälfte mit einem losen Ende auf; diese Hälfte arbeitete nicht mehr, sie brauchte auch nicht mehr am Bügel befestigt zu sein.

Die in der Mitte gefasste lange Sehne, Abb. 21, war in ihren freiliegenden Hälften immer noch stark dem Verbiegen ausgelegt, sie sah auch etwas nüchtern aus, ein erfindungsreicher Kleinschmied kam daher auf den Gedanken, diesen Verbindungsdraht gleichfalls um einen Stift zu rollen. So entstehen zwei Spiralen übereinander, von denen die obere trotz ihrer Verbindung mit der Unterspirale wenig oder gar nicht an der Federung beteiligt wird. Hatte diese Oberspirale als Rückleitung des Drahtes noch einen praktischen Zweck, so muß eine bisweilen zugefügte dritte Spirale völlig in das Gebiet der Spielerei verwiesen werden. Es mußte sich die Spirale in ihrer Übertreibung austoben, man ging sogar so weit, daß einzelne Nadeln in der Mitte der unteren Rolle nur wenige Windungen nach Art der Abb. 15 als wirksam aufweisen, während sich rechts und links von ihnen tote Spiralwindungen anreihen. Schließlich wurden die toten Spiralen zu glatten Stäben (Abb. 23, Silberfibel aus Frankreich nach Salin).

Man brauchte jetzt nur die Zierrollen fortzulassen, um wieder da anzulangen, wo man in der frühen La Tène-Zeit begonnen hatte, nämlich bei der zweiseitigen Spirale mit wenigen Windungen. Es war diese Rückkehr nicht schwer, da ja fortgesetzt einfache Gewandnadeln mit wenigen Windungen zeitlich und auch örtlich neben den anderen hergelaufen waren.

Hiernach sollte man glauben, daß die langgestreckte Spirale, die Jahrhunderte hindurch die Entwicklung der Fibel beherrschte, jetzt abgewirkt hätte, dem war aber durchaus nicht so; hatte sie technisch und praktisch ihre Bedeutung verloren, so wirkt sie doch in der



Formgebung noch Jahrhunderte nach. Abgesehen davon, daß man zwecklose Spiralarollen noch einige Zeit aus Draht wickelte oder vereinzelt selbst in vollem Stück goß, hatte die Spirale die Form des Fibelkopfes verändert, sie hatte zur Ausbildung breiterer Kopfplatten angeregt, sie hatte aber auch den Anstoß zu einer Sonderbildung gegeben, die zunächst geringfügig erscheint, aber dazu berufen war, den Fibeln für lange Zeit eine fruchtbare Formenbereicherung zuzuführen. Es handelt sich um die Knöpfe, welche den durch die Spiralen gesteckten Stiften an den Enden angefügt worden, um deren Herausfallen aus den Spiralen zu verhüten. (Abb. 21 zeigt nur die Löcher in den Stiften, in welche diese Knöpfe mit kleinen Dornen eingeseht waren, die Knöpfe sind bei der abgebildeten Fibel nicht mehr erhalten, man muß sie sich nach Art der Abb. 23 ergänzt denken.)

Wenn jedes Ende der Spirale mit einem Knopf versehen war und sich außerdem ein Knopf in der Mitte am Bügelende erhob, dann entstand die sogenannte Dreiknopffibel, waren zwei Spiralarollen übereinander gelegt, dann ergab sich in gleicher Weise die Fünfknopffibel. Durch Zufügen einer dritten Spirale oder Einfügen von Verbindungspangen zwischen den Spiralen bot sich Platz für noch mehr Knöpfe.

Die Fibel mit drei, fünf oder auch mehr Knöpfen sind nach obigen Ausführungen das Ergebnis einer wohlwogenen technischen Entwicklung. Der Gedanke liegt nahe, daß die Knöpfe mit ihrer technischen Verwendung stehen und fallen müßten, dem ist aber durchaus nicht so. Man hatte Freude an dieser Bereicherung der Fibel gefunden und behielt die drei oder fünf Knöpfe bei, wenn auch ihre Zweckbestimmung gelockert oder geschwunden war.

Wird vor die Spiralen eine Deckplatte gelegt, dann ragen die Knöpfe hinter derselben hervor, vgl. die Fünfknopfnadel, Abb. 23, die zugleich die Entartung der Spiralen erkennen läßt. Die sinnlos gewordenen Spiralleisten verschwinden, nicht aber die Knöpfe, die sich mit dem Rande der Platte vereinigen. Zunächst werden die Knöpfe in voller runder Form in den Plattenrand eingeseht, dann auch gleich mit ihm zusammen gegossen, dabei flacht sich die Rückseite der Knöpfe meist ab (Abb. 24a). Man stellte dann die besonders oft auftretenden fünf Knöpfe bei der halbrunden Platte radial in gleichen Abstand. Bei der rechteckigen, nach Bedarf auch bei der halbrunden Platte vermehrte man die Zahl der Knöpfe beliebig, sie werden zu einer Randverzierung. Die Knöpfe bekommen an der Vorderseite allmählich eine andere Ausbildung, gehen selbst in Tierköpfe über, Abb. 24 gibt einige Skizzen derartiger Bildungen, für die Salins Werk eine Fülle von Beispielen bietet. Sie verlieren sich zuletzt in einem geschlossenen Randornament, Abb. 24f, das zunächst noch die Herkunft aus einzelnen Knöpfen verrät, sich dann aber auch in eine fortlaufende Verzierung aus verschlungenen Bändern oder aus Tierleibern umbildet.

So klingt eine kleine technische Vervollkommnung der frühen La Tène-Zeit, nämlich die Einführung der zweiseitigen Spirale an der federnden Gewandnadel, nach einem Jahrtausend in der Formenwelt der Wikingerzeit aus. —

Wir sehen, mit welcher Zähigkeit man an einem einmal aufgenommenen Kunstmotive durch Jahrhunderte festhielt, obwohl seine Entstehung längst vergessen war. Wir sehen aber auch, daß das Einordnen eines Fundstückes bedeutend erleichtert wird, wenn man sich den Entwicklungsgang einmal klar gemacht hat.

In derselben Weise wie die technische und formale Ausbildung der Feder und des Kopfes, läßt sich die Umgestaltung des Fußes verfolgen, der bisher ganz besonders zur Zeitstellung der Fibeln herangezogen ist. In der Tat gibt die gerade und dann zurückgebogene (Abb. 15), schließlich hochgebogene und mit dem Bügel verwachsene Endigung des Fußes, der dann zu einer durchbrochenen Platte und dem umgeklagenen Fuß wird, eine eigenartige Stufenfolge der Formenwandlung. In gleicher Weise lassen sich natürlich die Formen der Bügel, die Zierformen, die Metallbehandlung und andere Dinge verfolgen.

Damit ist aber noch nicht gesagt, daß bereits der Schlüssel gefunden wäre, alle Fibeln zeitlich genau in eine Reihe zu ordnen. Dieselben haben sich auf verschiedenen Wegen nach den verschiedensten Gebieten der germanischen Völker verbreitet und auf diesen Wanderungen sich mit anderen Formen so mannigfaltig gemischt, daß hier allein ein großes Forschungsgebiet zu suchen ist. Vielleicht geben auch diese Zeilen zu weiterer Arbeit Anregung, denn diese Fibelbildung ist ganz besonders dazu geeignet, feste Meilensteine auf dem Wege zu errichten. —

Wollen wir zu einer klaren, das ganze Gebiet der germanischen Kunst umfassenden Zeiteinteilung gelangen, dann müssen wir weit mehr als bisher Wert legen auf eine Beobachtung der Technik und Formenwandlung.

